Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

# Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

## DFG Projekt Die Grenzboten

# Die Grenzboten

## Berlin u.a., 1841 - 1922

Waentig, Heinrich: Deutsch-amerikanische Freundschaft und ihre Grundbedingungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Visual Library

die Notwendigkeit trüben lassen, die Frage, ob und wie weit, rein privatwirtschaftlich betrachtet, unsre Landwirte zu teuer produzieren, gründlich und scharf zu untersuchen. Professor Adolf Mayer sagt in seiner Düngerlehre: „Zu untersuchen, wann eine Düngung eine rentable ist, heißt untersuchen, erstens, unter welchen Umständen sie einen Mehrertrag bewirkt, und zweitens, unter welchen Umständen dieser Mehrertrag ein rentabler ist." So ist nicht nur die Düngerfrage zu behandeln, sondern die ganze Produktionskostenfrage und damit die Intensitätsfrage überhaupt. Die Getreidezollfrage soll damit nichts zu thun haben. Die Erhöhung der Getreidezölle, die die verbündeten Regierungen für notwendig erklärt haben, darf niemals dazu führen, unsre Landwirte in einer Betriebsweise zu erhalten, die zwar einen Mehrertrag verheißt, aber einen „unrentabeln" Mehrertrag.

# Deutsch-amerikanische Freundschaft und ihre Grundbedingung

Der Burenkrieg ist zu Ende. Damit scheint die heißersehnte Konsolidation der englischen Macht in Südafrika erreicht und ihre Vorherrschaft auf dem ganzen Kontinente, wenn auch nach schweren Opfern, vorläufig gesichert. Das ist wichtig; wichtiger vielleicht noch, daß England, durch seine kriegerischen Operationen während der letzten Jahre gelähmt, jetzt seine volle Bewegungsfreiheit wieder erlangt hat. Wie immer sich jedoch auch seine Pläne auf dem Gebiete der auswärtigen Politik gestalten mögen, es wird dabei mit einer Thatsache zu rechnen haben, die es beim Eintritt in die neue Phase als ein fait accompli vorfindet. Ich meine die politische Annäherung Deutschlands an die Vereinigten Staaten, die allen Quertreibereien zum Trotz, von der deutschen Diplomatie meisterhaft eingeleitet, durch die jüngst erfolgte Prinzenreise definitiv vollzogen worden ist.

Die schnelle Niederwerfung Spaniens durch die Vereinigten Staaten mag viele in Erstaunen gesetzt haben. Kein Zweifel, daß sie die Perspektiven, unter denen man den Sieger bisher zu betrachten gewohnt war, total veränderte. Eine neue Weltmacht war auf den Plan getreten, zu der man Stellung nehmen mußte. Daß Deutschland, vielleicht nach einigem Schwanken, dann aber ohne jede Empfindlichkeit die Freundschaft wählte, war keineswegs die einzig mögliche, ja eine für den Fernerstehenden sogar überraschende, für den Eingeweihten die nach Lage der Dinge einzig richtige Entscheidung.

Eingeengt durch das angelsächsische Kolonialreich und den ins Ungemessene ausgreifenden slawischen Koloß mit seinem französischen Bundesgenossen, war das emporstrebende Jungdeutschland in einer zwar nicht gerade beneidenswerten, aber doch vergleichsweise gesicherten Lage. Gewiß war die oft betonte Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wandtschaft in Kultur und Abstammung nicht immer stark genug, in den Beziehungen zu England den Antagonismus zu überwinden, der sich bei beschränktem Nahrungsspielraum, wie zwischen organischen, so auch zwischen sozialen Lebewesen mit ähnlichen Existenzbedingungen immer aufs neue entwickeln muß; während das bloße Fehlen von spezifischen Gegensätzen dieser Art in dem Verhältnis zu Rußland nicht über die beiderseits tief empfundne und allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz gelegentlich auch hervorbrechende Kultur- und Rassenverschiedenheit hinwegzutäuschen vermochte. Wohl aber durfte sich das Reich bei dem rapiden Fortschreiten seiner Land- und Seerüstungen als Glied des Dreibundes um so sicherer fühlen, als seine Niederwerfung für die Gegner verhältnismäßig geringen positiven Gewinn versprach, während eine Niederlage für England eventuell den Verlust Afrikas, für Rußland die definitive Abdrängung von den Meeren Europas bedeuten konnte, eine übermächtige Vereinigung beider endlich zur Vermeidung solches Risikos, wie sie von dem liebenswürdigen Seher der Fortnightly Review nahegelegt worden ist, durch ihre Rivalität auf asiatischem Boden für absehbare Zeit ausgeschlossen erschien.

So etwa lagen die Dinge, als das unvermutete Auftauchen der Vereinigten Staaten neue Kombinationsmöglichkeiten schuf. Denn wenn bei dem fast polaren Gegensatze beider Staatswesen, was die Kultur anlangt, eine russo-amerikanische Verbindung auch kaum zu befürchten war, so doch, seitdem man in England dem „stammverwandten" Sprossen gegenüber den traditionellen Hochmut etwas abgedämpft hat, um so mehr ein anglo-amerikanisches Schutz- und Trutzbündnis, das sich nach den geheimen Wünschen seiner Anstifter zu einer Weltdiktatur auswachsen sollte. Dabei wäre es für Deutschland ziemlich gleichgiltig gewesen, ob die von englischen Interessen beherrschte, von englischen Ideen befruchtete und, nach den bisherigen Proben zu urteilen, gewiß nicht deutschfreundliche Politik dieses Bundes offiziell in London oder, was nach Lage der Dinge für die Zukunft wahrscheinlicher, in Washington gemacht worden wäre. Diese drohende Verschmelzung anglo-amerikanischer Interessen, wenn nicht geradezu verhindert, so doch erschwert zu haben, ist das unschätzbare Verdienst der neuen deutschen Politik.

Es ist also der Anfang gemacht worden mit einer deutsch-amerikanischen entente cordiale, aber, wie sogleich hinzugefügt werden muß, auch nur ein Anfang. Nichts wäre gefährlicher, als sich gerade hierüber einer Illusion hinzugeben. Ja, es kann nicht nachdrücklich genug davor gewarnt werden, etwa im Hinblick auf die dem Prinzen Heinrich so freigebig gespendeten Ehren, das bisher Erreichte zu überschätzen. Der Amerikaner ist von Natur gastfrei und prunkliebend; er feiert prächtige Feste mindestens ebenso sehr zu seiner eignen Unterhaltung wie um seiner Gäste willen. Wer den wahrhaft fürstlichen Empfang miterlebt, der wenig Monate vor dem Deutschen einem Japaner, dem alten Marquis Ito, bei seiner Landung an der pazifischen Küste in Seattle zu teil wurde, denkt nüchtern über solche Dinge. Und sicher wird es noch geraumer Zeit und großen Taktes bedürfen, ehe die neue Freundschaft als ein verläßliches Besitztum des deutschen Volkes betrachtet werden kann. Wer das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestreitet, hat, fürchte ich, keine richtige Vorstellung von der noch immer gewaltigen Bedeutung englischer Einflüsse jenseits des großen Wassers.

Dabei handelt es sich natürlich zunächst um historische Traditionen, wie sie vor allem in der Gemeinsamkeit von Sprache und Litteratur, des Rechtes und der Sitte und nicht zum mindesten der politischen Ideale zum Ausdruck kommen. Hierzu gesellen sich die zahlreichen, durch die amerikanische Frau hergestellten verwandtschaftlichen Beziehungen einflußreicher Familien und die feinen, aber um so dauerhaftern Fäden, die sich ununterbrochen zwischen Wallstreet und Lombardstreet hin und her spinnen, während in den Südstaaten die alte Dankbarkeit gegen England wegen seines Verhaltens im Bürgerkrieg noch längst nicht erloschen ist. Alle diese Dinge zusammen nun führen zu der namentlich von britischer Seite liebevoll gepflegten Fiktion, daß die Vereinigten Staaten im Grunde ein angelsächsisches Land seien, daß die Engländer und die Amerikaner als the two branches of the Anglo Saxon race eine höhere Einheit bilden, eine Fiktion, die auch in Amerika ziemlich weit, und zwar wie Professor Mac Laughlins jüngst veröffentlichtes Buch A history of the American nation beweist, auch bei wissenschaftlichen Schriftstellern verbreitet ist.

Auf der andern Seite sind glücklicherweise auch die Bedingungen für eine deutsch-amerikanische Freundschaft nicht ungünstig. Und zwar kommen als wichtige Umstände in Betracht vor allem die geistigen Wirkungen, die von den deutschen Universitäten auf den amerikanischen Studenten oder unmittelbar auf die amerikanischen Hochschulen ausgeübt werden; ferner die Verpflanzung deutscher Sitte und Kultur durch die im Westen konzentrierten, jedoch mehr oder weniger über das ganze Land verstreuten und vielfach zu maßgebender Stellung gelangten deutschen Einwandrer; endlich die mannigfachen Wirtschaftsbeziehungen zwischen beiden Ländern, deren sorgfältige Pflege bei der fortschreitenden Ausbildung des amerikanischen Exportkapitalismus und dem immer wachsenden Einfluß Deutschlands auf dem europäischen Kontinente wie dem fortgesetzten Steigen seiner Bevölkerung für die Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr wichtiger wird. Ja, man kann sagen, daß abgesehen von gewissen, wohl nicht allzu ernst zu nehmenden handelspolitischen Reibereien einer immer engern Verbrüderung beider Nationen eigentlich nur eine Thatsache im Wege stünde: die mit der Monroe Doctrine unvereinbarliche eventuelle Aneignung süd- oder mittelamerikanischer Gebietsteile durch das Deutsche Reich. Daß jeder derartige Versuch von den Vereinigten Staaten heute als casus belli aufgefaßt werden würde, daran kann nicht gezweifelt werden. Und es muß ferner betont werden, daß allen offiziellen Erklärungen von deutscher Seite zum Trotz in den breiten Massen des amerikanischen Volks ein tiefes Mißtrauen in dieser Hinsicht noch keineswegs ganz gewichen ist.

So ist denn alles Werben um die amerikanische Zuneigung solange verlorne Liebesmühe, als man nicht diesen Plänen für immer entsagt, es sei denn Hoffnung vorhanden, daß in absehbarer Zukunft ein Umschwung in der öffentlichen Meinung des uns befreundeten Landes eintreten werde. Eine solche Annahme würde vielleicht nicht unberechtigt sein, wenn das hartnäckige Festhalten an der Monroe Doctrine, wie manche noch immer zu glauben scheinen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Hauptsache nur eine Caprice, der Ausfluß der herrschsüchtigen Launen weniger Mächtigen, etwa der einflußreichen Leiter des amerikanischen Wirtschaftslebens oder ihrer politischen Freunde wäre. Denn da, wie die Erfahrung gezeigt, bei vollentwickelter kapitalistischer Verkehrswirtschaft die Ausübung ökonomischer Macht, an der sie vor allen Dingen interessiert sind, nicht notwendig an politische Grenzen gebunden ist, sondern nur das Bestehn einer dem Kapitalismus günstigen Rechtsordnung zur Voraussetzung hat, so ließe sich immerhin denken, daß diese Gruppe, gewitzigt durch die kostspieligen Erfahrungen auf den Philippinen und gereizt durch das oft recht unfreundliche Verhalten ihrer süd- und mittelamerikanischen Schützlinge, gegen gewisse Konzessionen für ein Aufgeben der Doktrin in ihrer ganzen Schärfe zu haben wäre.

Gerade aber diese Voraussetzung ist hinfällig. Denn die Monroe Doctrine ist keine Lehre der Wenigen, sondern ein Evangelium der Massen und wird dies voraussichtlich mit jedem neuen Jahre mehr werden. Angesichts der schnell fortschreitenden Auffüllung des Westens nämlich, die durch die in Aussicht genommene staatliche Bewässerungspolitik stark gefördert werden dürfte, erscheinen dem Nordamerikaner die noch unbesetzten oder doch sehr dünn bevölkerten Teile der gemäßigten Zone Südamerikas als ein patrimonium pauperum, das für alle Fälle den Enkeln offen zu halten ist, während das Festsetzen einer monarchischen Macht in den tropischen Gebieten schon aus politischen Gründen nicht geduldet werden würde. Besonders sind die mit der monarchischen Staatsform erfahrungsgemäß verbundnen erblichen Standesunterschiede und die sich hieraus oft ergebenden Herrschaftsverhältnisse dem in den weiten und freien Ebnen des fernen Westens hausenden Farmer, dem die Demokratie, ungleich vielen der anglomanen Östlinge, nicht eine veraltete Form, sondern lebende Wirklichkeit ist, in tiefster Seele zuwider. Und daß es endlich trotz des stetig nach Westen vorrückenden Bevölkerungszentrums gegebnen Falles den Machthabern des Ostens gelingen könnte, in wichtigen nationalen Fragen die öffentliche Meinung des Westens zu besiegen, wird dem unwahrscheinlich dünken, der sich vor Augen hält, daß der folgenreiche spanisch-amerikanische Krieg im letzten entscheidenden Augenblick gegen den Willen der in Washington versammelten Millionäre von eben diesem Westen der Regierung aufgezwungen worden ist.

So hätte man denn zu wählen zwischen Freundschaft und Waffengang, und es ließe sich wenigstens die Frage aufwerfen, ob die Vorherrschaft in Südamerika nicht am Ende einen Krieg wert sei. Ausschlaggebend für ihre richtige Beantwortung möchte der Umstand sein, daß auch ein siegreicher Krieg diesen Besitz nicht garantieren würde. Ja, es ist ernstlich zu befürchten, daß Deutschland die vielleicht mit unsäglichen Opfern errungnen Kolonien auf die Dauer nicht würde halten können. Da nämlich die Vereinigten Staaten von einer europäischen Macht wohl besiegt, schwerlich aber unterworfen oder gar gelähmt werden können, so würde bei dem unermeßlichen Reichtum des Landes und der unbeugsamen Energie seiner Bewohner eine Niederlage voraussichtlich nur der Ausgangspunkt neuer Rüstungen sein. Deutschland würde seinen Erwerb nicht nur mit Waffengewalt zu gewinnen, sondern bei jeder internationalen Verwicklung immer wieder zu verteidigen haben, wobei die Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einigten Staaten über kurz oder lang als „Befreier" des Südens würden auftreten können. Denn ob die bisher meist versuchte Übertragung von Einrichtungen, die sich im Mutterlande „bewährt" haben, in Amerika viel werbende Kraft entfalten würde, muß zweifelhaft erscheinen. Und man darf fast mit Sicherheit annehmen, daß die Bewohner der bisher unabhängigen Staaten des südamerikanischen Kontinents, vor die Alternative gestellt, Glieder einer panamerikanischen Union oder Anhängsel eines europäischen Reiches zu werden, das erste wählen würden.

Giebt man aber, wie die deutsche Regierung das mehrfach erklärt hat, die südamerikanischen Kolonisationshoffnungen endgiltig auf, vielleicht gegen Konzessionen der Union, die an einer friedlichen Lösung der Frage schließlich nicht minder interessiert ist, als wir selbst, so folgt daraus, daß die von gewisser Seite immer wieder geforderte systematische und offizielle Unterstützung der deutschen Auswandrung nach jenen Ländern ein Fehlgriff wäre. Denn eine immer wachsende Ansammlung deutscher Kontingente dort könnte gelegentlich eine gefährliche Versuchung zu bewaffnetem Eingreifen mit allen seinen Konsequenzen werden. Vielmehr wäre, solange es nicht gelungen ist, anderwärts geeignete Kolonisationsgebiete für den heimischen Bevölkerungsüberschuß zu erwerben, die deutsche Auswandrung besser nach den Vereinigten Staaten zu leiten, wo namentlich in den nur dünn besiedelten und ihrer weitern Entwicklung harrenden nördlichen Südstaaten, wie in den durch künstliche Bewässerung auf eine hohe Kulturstufe zu hebenden sogenannten Sage-brush states Montana, Kolorado, Neu-Mexiko und andern, auf absehbare Zeit gerade für den ländlichen Ansiedler noch ein weites Feld mühsamer, aber fruchtbringender Arbeit vorhanden ist, die der eigentliche Yankee meist verschmäht. Ein solcher Zuwachs an conscientious Germans, deren good citizenship allüberall gerühmt wird, könnte schließlich auch dem amerikanischen Patrioten nur erwünscht sein, während er zugleich das sicherste und erfolgreichste Mittel sein würde, eine immer stärkere Deutschland gegenüber England begünstigende Strömung in der öffentlichen Meinung des Landes herbeizuführen. Ja, man könnte dann in besonderm Sinne von einer fortschreitenden „Germanisierung" Amerikas reden.

Diese Hoffnung erscheint durchaus nicht als eine chimärische, wenn man sich klar macht, daß, wie Dr. R. Kuczynski in einer Reihe gründlicher Untersuchungen nachzuweisen trachtet, insbesondre die Bevölkerung Neuenglands, des eigentlichen Sitzes altenglischer Traditionen, sich selbst überlassen, voraussichtlich allmählich aussterben würde. Die Fruchtbarkeit der Gesamtbevölkerung von Massachusetts und Rhode Island, das ist das Ergebnis, zu dem der genannte Autor schließlich gelangt, gleicht der Frankreichs. Dasselbe gilt von ihrer Mortalität. Dagegen bleibt die Fruchtbarkeit der Geburtsbevölkerung um etwa drei Viertel hinter der Frankreichs zurück, eine Differenz, die jedoch keineswegs durch eine entsprechend geringere Sterblichkeit ausgeglichen wird. Wenn sich nun trotzdem die Bevölkerung Frankreichs 1890 bis 1900 kaum auf der alten Höhe erhalten konnte, die Zahl der in Massachusetts und Rhode Island gebornen und in der Union lebenden Personen dagegen einen Zuwachs

von 26,6 und 19 Prozent aufzuweisen hatte, so erklärt sich das aus besondern Umständen. Bei ihrer gegenwärtigen Fruchtbarkeit und Sterblichkeit nämlich würde die Geburtsbevölkerung von Massachusetts und Rhode Island während des letzten Jahrzehnts eine starke Abnahme erlitten haben, wäre sie nur die Nachkommenschaft eines sich aus sich selbst ergänzenden Stocks und nicht zugleich einer Einwandrungsbevölkerung gewesen. Mit Ausschluß dieser würde sich die Gesamtbevölkerung allmählich in eine sich aus sich selbst ergänzende verwandeln. Dies würde zunächst nicht fühlbar werden. Die große Zahl der im Kindesalter stehenden Nachkommen Eingewanderter würde langsam heranwachsen, und das Verhältnis des in einem fruchtbaren und der Sterblichkeit wenig unterworfnen Alter stehenden Bevölkerungsteils würde zunächst günstig bleiben. Aber diese junge Generation würde später nicht durch eine ebenso starke ersetzt werden können. Fruchtbarkeit und Sterblichkeit würden jetzt ihren ungestörten Einfluß ausüben und die der Regeneration unfähige Bevölkerung zum Aussterben bringen.

Ob sich die bezeichnete Tendenz in derselben Stärke auch in den andern Staaten der Union durchsetzen werde, bleibt abzuwarten. Doch ist es aus mehr als einem Grunde wahrscheinlich, und damit ist zugleich gesagt, daß Nordamerika, will es seine neu errungne Machtstellung nicht aufs Spiel setzen, nicht daran denken darf, wie manche empfehlen, seine Pforten dem europäischen Einwandrerstrome zu verschließen. Nur eine fortgesetzte starke englische Einwandrung nun würde imstande sein, die schon durch das frühere Eindringen zahlreicher irischer und deutscher Elemente immerhin abgeschwächte englische Tradition in der alten Kraft zu erhalten. Will jedoch das Mutterland die bedrohliche Lockerung seines weiten Kolonialreichs verhüten, so wird es darauf bedacht sein müssen, seinen Bevölkerungsüberschuß vor allem in die eignen Gebiete zu lenken. Und es kann sich deshalb eigentlich nur darum handeln, ob Germanen (Deutsche und Skandinavier) oder die in immer dichtern Schwärmen hinüberflutenden Slawen in die Lücken eintreten sollen, wie mir scheint, ein weiterer wichtiger Grund für uns, die nun einmal unvermeidliche deutsche Auswandrung in diese Gebiete zu leiten, wenn wir vorbeugend ihrer allmählichen Slawisierung entgegenarbeiten wollen.

Freilich darf man sich nicht einbilden, daß die Deutschamerikaner oder, besser noch, die Americans of German Descent, wie sie sich lieber nennen, jemals die Interessen ihres Adoptivlandes denen des Volks ihrer Väter opfern werden. Das ist aber auch nicht notwendig. Es genügt, wenn sie in allen den Fragen, wo jene nicht auf dem Spiele stehn, treu zu den unsern halten. Und sie werden das als „Germanen in einem durch deutsche Kultur vergeistigten Lande, wo deutsche Litteratur, Wissenschaft und auch die schönen Künste, besonders Musik, gewürdigt werden wie in keinem andern außerdeutschen Lande“ (F. W. Holls), um so sicherer thun, je mehr sich das Deutsche Reich als ein unersetzlicher Förderer der Weltkultur, als ein Kämpfer für die allgemein menschlichen Kulturideale bewährt. „Dem Charakter der Germanen entsprechend beschränken wir uns nach außen, um nach innen unbeschränkt zu sein,“ das hat erst jüngst wieder bei feierlicher Gelegenheit



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch der Kaiser betont. „Weithin zieht unsre Sprache ihre Kreise auch über die Meere; weithin geht der Flug unsrer Wissenschaft und Forschung. Kein Werk aus dem Gebiete neuerer Forschung, welches nicht in unsrer Sprache abgefaßt würde, und kein Gedanke entspringt der Wissenschaft, der nicht von uns zuerst verwertet würde, um nachher von andern Nationen angenommen zu werden. Und dies ist das Weltimperium, welches der germanische Geist anstrebt." In der That, das Schwert des Geistes ist es, mit dem wir die Welt erobern, und in dem Schatze, den wir zu verschenken haben, liegt unsre Kraft. Sicherlich haben wir damit das bessere Teil gewählt. Denn es bemißt sich vor dem Forum der Weltgeschichte — so wenig dies gewissen Leuten mit etwas dürftiger Phantasie einleuchten mag, die sich die Entwicklung des Völkerlebens nun einmal nicht anders als unter dem Bilde einer großen Prügelszene vorstellen können — der wahre Wert einer Nation wie der eines einzelnen Menschen zu guter letzt danach, was ihre Existenz für die Verwirklichung eben der allgemein menschlichen Kulturideale bedeutet hat. Darum begrüßen wir Deutschen die amerikanische Union neidlos bei der Verfolgung ihrer immer höher gesteckten Ziele und widersprechen nicht ihrem stolzen Rufe: Americanisation of the world!, den wir unsrerseits nur durch einen weit bescheidnern ergänzend erwidern: „Germanisierung Amerikas!"

Greifswald Heinrich Waentig

# F. X. Kraus und der „religiöse Katholizismus"

Von Max Wingenroth

Am 29. Dezember 1901 meldete der Telegraph von San Remo den Tod des Freiburger Kirchenhistorikers und Archäologen Franz Xaver Kraus: das scheidende Jahr fügte damit dem deutschen Geistesleben noch einen schweren Verlust zu. Es war nicht nur ein ehrenwerter Professor und stiller Gelehrter, der da gestorben war; es ist auch nicht nur der glänzende Schriftsteller, dessen Essays den verwöhntesten litterarischen Geschmack befriedigten, nicht nur der rastlos thätige Meister der christlichen Archäologie in Deutschland, der Biograph Dantes und der Verfasser der monumentalen Geschichte der christlichen Kunst, dessen Verlust wir beklagen. Mehr als ein halbes Jahr ist seit seinem Tode hingegangen, und noch heute beschäftigt sich die öffentliche Meinung mit dem Verstorbnen; noch ruhn die Versuche nicht, sein Bild zu verdunkeln oder zu klären. Das kündet auch dem an, der den Namen kaum gekannt hat, daß mit dem, der ihn trug, ein Repräsentant einer besondern Richtung im Leben unsers Volks dahingegangen ist. Er war der interessanteste und kühnste Vertreter dieser Richtung.

In der That bedeutete Krausens Name ein Programm; er bedeutete den Protest gegen die jesuitisch-ultramontanen Bestrebungen in der katholischen